Morgen-Ausgabe. Nr. 439. Berlin, Dienstag, den 20. September 1892.

Neue Preußische Zeitung.

Vorwärts mit Gott für König und Vaterland.

Nr. 439. Morgen-Ausgabe. Berlin, Dienstag, den 20. September 1892.

Die Blatt erscheint zweimal täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage. — Vierteljährlicher Abonnements-Preis: Für Berlin: 7 Mark 50 Pfennig. mit Botenlohn 8 Mark 50 Pfennig. — Für das deutsche Reich und für ganz Oesterreich: 9 Mark. — Die einzelne № wird mit 10 Pfennig berechnet.

Alle Postanstalten nehmen Bestellung auf diese Blatt an, für Berlin die Expedition der Neuen Preußischen Zeitung: W. Königsträger: Straße № 15. und die bekannten Spediteure. Insertions-Gebühr für den Raum einer sechsgespaltenen Petitzeile 40 Pfennig.

Telegraphische Korrespondenzen.

(Siehe auch dritte Seite.)

△ **Posen**, 19. September. (Privat-Telegramm.) Der „Dziennik Poznański" meldet aus Warschau: Zwischen dem Korps-Kommandeur Swistunow und dem Divisions-Kavallerie-General Risenkampf kam es zu einem skandalösen Auftritt, als ersterer dem zweiten beim Rapport Lockerung der Disziplin seiner Division vorwarf und ihm die Nachsichung seiner Versetzung aus Warschau antrieb. Letzterer wies das Ansinnen energisch zurück; als Swistunow ihm Strafe androhte, zog Risenkampf seinen Revolver und begann den Korps-Kommandeur mit Kolbenstößen zu traktiren. Die Dienerschaft fesselte Risenkampf, dem Swistunow zahlreiche Fußstöße versetzte. Auf telegraphische Meldung an den Zaren erging die Antwort: Der General Risenkampf verreise sofort. Risenkampf, dem in einer Irrenanstalt untergebracht, General Swistunow vor ein Kriegsgericht zu stellen. In Warschau erregt der Vorfall großes Aufsehen.

Köln, 19. September. (W. T. B.) Wie die „Kölnische Zeitung" meldet, hat Se. Majestät der Kaiser eingehenden telegraphischen Bericht über das am Sonnabend früh in der Nähe des Kölner Südbahnhofes vorgekommene Eisenbahnunglück verlangt. Der kommandirende General des 8. Armee-Korps, Frhr. v. Loë, besuchte die bei dem Eisenbahnunglück verletzten Infanteristen, richtete herzliche Trostworte an dieselben und versprach, daß in jeder Beziehung weiter für sie gesorgt werden solle. Gleichzeitig sprach sich der General in unterkennender Weise über die allseitige bereitwillige und zweckmäßige Hülfeleistung aus. Angeblich trifft die Schuld an dem Zusammenstoße einen Stations-Assistenten, welcher, ohne die Rückmeldung der Blockstation abzuwarten, den Güterzug durchfahren ließ.

Hamburg, 19. September. (W. T. B.) Wie der „Hamburgische Korrespondent" meldet, hat Fürst Bismarck an den Bürgermeister Petersen ein sehr herzliches Beileidsschreiben gerichtet. — Demselben Blatte zufolge hat der Geheimrath Professor Dr. Koch auf eine an ihn gerichtete Anfrage geantwortet, seiner Meinung nach seien Briefe und Druckschaften für die Verschleppung der Cholera ungeeignet, er halte daher deren Beförderung für ungefährlich. — Der in dem Börsengebäude wohnende Kassellan Lindenkohl ist heute Mittag an Asthma und Herzschlag verstorben, nicht, wie allgemein geglaubt wurde, an Cholera.

* **Wien**, 19. September. (Privat-Telegramm.) Wie der „Neuen Freien Presse" aus Konstantinopel gemeldet wird, hat Rustem Pascha den Lord Rosebery wegen der egyptischen Frage sondirt, aber darauf eine dilatorische Antwort erhalten, weshalb in diplomatischen Kreisen die Meinung herrscht, die Räumung Egyptens sei auch unter Gladstone ausschlossen.

F **Wien**, 19. September. (Privat-Telegramm.) Der Gewerkstag Kossuthe wurde in einer Volksversammlung in dem Pester Stadtwäldchen festlich begangen; nach feurigen Reden wurde eine Resolution angenommen, in welcher Abrüstung des Verbunkten durch ein besonderes Gesetz vom Reichsrath gefordert werden soll. Eine Deputation der Unabhängigkeitspartei in Turin überreichte eine Glückwunsch-Adresse mit 14000 Unterschriften.

Wien, 19. September. (W. T. B.) Sämmtliche klinische Professoren Oesterreichs, die als Rathteilungs-Vorstände von Krankenhäusern fungiren, sind zur Rückkehr auf ihre Posten aufgefordert worden.

Wien, 19. September. (W. T. B.) Die „Politische Korrespondenz" meldet aus Belgrad: Die Kommission für die Berathung über die Aufhebung des Tabak- und Salzmonopols tritt nächste Woche zusammen. Dieselbe hat die Aufgabe erhalten, Mittel und Wege zur Aufhebung des Monopols unter vollständiger Sicherstellung der bisherigen Staatseinnahmen zu suchen, ferner den gegenwärtigen Stand festzustellen und ein Gutachten darüber abzugeben, innerhalb welchen Zeitraumes die successive Liquidation durchführbar sein würde. Endlich soll die Kommission alle Staatsverpflichtungen feststellen, sowie ein Gutachten erstatten über die Regelung der Rechtsbeziehungen zwischen dem Staate und den durch das Monopol sicherstellten Staatsgläubigern unter Wahrung der von den letzteren erworbenen Rechte.

Kirchdorf, 19. September. (W. T. B.) Der Gesammtzustand des Prinzen Hermann zu Schaumburg-Lippe ist noch immer sehr besorgnißerregend; derselbe hat die letzten 24 Stunden sehr unruhig verbracht und unterbrochen phantasirt. Die Nacht hat der Prinz fast schlaflos verbracht, die Nahrungsaufnahme ist gering, Puls und Temperatur sind normal.

Reagujewah, 19. September. (W. T. B.) Anläßlich der Anwesenheit des Königs wurde gestern ein glänzender Fackelzug veranstaltet. Der König hielt vor der Bevölkerung überall mit sympathischen Kundgebungen begrüßt.

Pest, 19. September. (W. T. B.) Der „Budapester Korrespondenz" zufolge, wird für die im December beginnende große Reise des Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este keinerlei Summe in dem nächstjährigen Budgetentwurfe präliminirt; der Erzherzog wird die Reisekosten aus eigenen Mitteln bestreiten.

Paris, 19. September. (W. T. B.) Nach Meldungen aus Valencia (Departement Drôme) ist heute Nachmittag ein Gewitter mit einem nach Eimern gehenden Wolkenbruche auf dem Rhônetale in Verbindung getreten. Man schätzt die Zahl der dabei ums Leben gekommenen Personen auf etwa 20, zahlreiche andere Personen sollen verwundet sein.

Belgrad, 19. September. (W. T. B.) Wie verlautet, stände die Ernennung des Staatsraths Wassilewitsch zum Gesandten in Petersburg demnächst zu gewärtigen.

Die Cholerageſahr und die Freizügigkeit.

In der liberalen Presse wird vielfach die Frage erörtert, ob die Absperrungsmaßregeln, welche neuerdings aus Anlaß der Choleragefahr in einigen Ortschaften getroffen worden sind, mit den bestehenden Gesetzen, namentlich mit dem Inhalte des Freizügigkeitsgesetzes verträglich sind. Auch im Schoße der Zentralbehörden dürften Erwägungen nach derselben Richtung hin stattgefunden haben. Wenigstens scheint die Empfindung, daß der Wunsch, das Eindringen der Seuche zu verhindern, eine Polizeibehörde leicht zu Anordnungen veranlassen kann, zu denen sie gesetzlich nicht berechtigt ist, auf den Inhalt des neuesten gemeinschaftlichen Erlasses der Minister des Innern und des Kultus nicht ohne Einfluß geblieben zu sein.

Man wird zugeben müssen, daß die gänzliche Absperrung eines Ortes gegen Personen, welche aus einer verseuchten Gegend zugereist kommen, dem § 1 des Bundesgesetzes vom 1. November widerspricht. Da aber die Verordnungen der Polizeibehörden den Gesetzen nicht widersprechen dürfen, so hat die „Voss. Ztg." so unrecht nicht, wenn sie die Erwartung aussprickt, daß alle auf eine derartige Absperrung hinzielenden polizeilichen Vorschriften von der Aufsichtsbehörde außer Kraft gesetzt werden. Aber die Mittel, welche sie dabei zum Zweck der Verhütung der Verschleppung der Cholera vorschlägt, erscheinen als völlig unzureichend.

Sie verlangt, daß nur die Behörden des verseuchten Ortes Absperrungsmaßregeln vornehmen sollen, und diese auch nur so weit, „als erkrankte oder dringend cholerarverdächtige Personen von dem Eisenbahnverkehr ausgeschlossen werden." Dann würde jedoch den Betreffenden die Möglichkeit bleiben, den verseuchten Ort auf anderem Wege als mit der Eisenbahn zu verlassen. Vor allen Dingen aber würden diejenigen, bei denen äußere Spuren der Erkrankung noch nicht erkennbar sind und deshalb die Gefahr besonders groß ist, immer noch in der Lage sein, den Keim der Seuche an andere Orte zu verpflanzen. Etwas weiter noch geht eine — auch von der „Voss. Ztg." — gebilligte Anregung des hamburgischen Magistrats, daß nämlich der Hamburger Senat alle Personen, welche die Stadt verlassen wollen, vor ihrer Abreise einer ärztlichen Untersuchung unterwerfen möchte. Das ließe sich wohl hören, so lange die Zahl derjenigen, welche den Seuchenherd verlassen wollen, nur gering ist. Wenn sie aber in die Tausende anwächst, wo soll dann eine Behörde die Aerzte finden, welche bei allen die Untersuchung gewissenhaft ausführen? Und wie will man sich die Gewähr verschaffen, daß alle Personen, welche den Ort verlassen wollen, sich wirklich zur ärztlichen Untersuchung stellen? Auch hier wäre eine genaue Kontrole nur bei solchen möglich, welche die Eisenbahn als Beförderungsmittel wählen wollen. Die Maßregeln, welche die verseuchten Orte selbst zum Zwecke der Lokalisirung der Krankheit treffen, erweisen sich also ebenfalls als wirkungslos, so lange sie nicht eine völlige Absperrung des Seuchenherdes ins Auge fassen. Diese aber widerspricht den Reichsgesetzen ebenso wie die Absperrung anderer Ortschaften gegen die aus jenen anziehenden Personen.

Es fragt sich nun, ob nicht angesichts der furchtbaren Ansteckungsgefahr die Verwaltungsbehörden doch die Verantwortung auf sich nehmen können, trotz entgegenstehender Gesetze für ihre Maßregeln die Rücksicht auf das öffentliche Wohl in erster Linie den Ausschlag geben zu lassen.

So lange es sich um Landesgesetze handelt, bietet für Preußen der bekannte Ohrwurmsparagraph der Verfassung die Handhabe, etwaige gesetzliche Hindernisse ohne Mitwirkung des Landtages wenigstens vorübergehend zu beseitigen. Im Reiche fehlt eine ähnliche Bestimmung. Nichtsdestoweniger können Fälle eintreten, wo die Behörden nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht haben, den Wortlaut der Gesetze hinter die Rücksicht auf das gemeine Beste zurücktreten zu lassen. Selbstverständlich übernimmt jede Behörde damit eine schwere Verantwortung. Deshalb wird sie sich in dieser Lösung des Konflikts, in dem sie sich befindet, nur dann entschließen, wenn Gefahr im Verzuge ist und die von ihr angeordneten Maßregeln die beabsichtigte Wirkung zu erzielen versprechen. Aber der Satz: „Not ist stets, wenn man sagt, daß sich auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes nicht Anwendung finden.

Unter diesem Gesichtspunkte billigen wir durchaus denjenigen Theil des Erlasses der beiden Ressortminister, welcher sich auf die gänzliche Absperrung eines Ortes gegen Personen aus einem verseuchten Gebiet bezieht. Eine solche wird für „im allgemeinen unstatthaft" erklärt und soll der Landesgesetzgebung „wenigstens da gestattet werden, wo wegen der besonderen Verhältnisse des abzusperrenden Ortes ein wirksamer Schutz gegen die Cholera durch diese Maßnahme ermöglicht wird und die letztere daher gerechtfertigt erscheint, zum Beispiel ausnahmsweise die Absperrung einer Insel, eines Badeortes, eines abgelegenen Gebirgsortes." Wir geben zwar zu, daß selbst gegen eine ausnahmsweise Absperrung der erwähnten Art sich auf Grund des Freizügigkeitsgesetzes Bedenken erheben ließen. Diese müssen jedoch angesichts der drohenden Gefahr zurücktreten.

Selbstverständlich wünschen wir, daß ein solcher Konflikt zwischen dem, was die Gesetze vorschreiben und dem, was die Rücksicht auf Leben und Gesundheit der Einwohner erfordert, möglichst selten eintreten möchte. Deshalb möchte für das angedeutete Vorgehen der Polizeibehörden schleunigst die gesetzliche Grundlage geschaffen werden. Wie das Reich Gesetze erlassen hat zum Schutze gegen Viehseuchen, so wird es auch die gegen Menschenseuchen zu ergreifenden Maßregeln gesetzlich regeln und dabei die Hindernisse beseitigen müssen, welche sich einer erfolgreichen Bekämpfung der letztgenannten Seuchen entgegenstellen möchten. Zu diesen Hindernissen gehört unzweifelhaft auch der § 1 des Freizügigkeitsgesetzes. Schon jetzt, wo doch die Cholera in unserem Vaterlande noch keine wirklich beunruhigende Verbreitung gefunden hat, liegt die Gefahr der Verschleppung in bisher gesunde Orte nahe genug. Sollen wir, einer eitlen Doktrin zu Liebe, auf wirksame Mittel gegen diese Gefahr verzichten? Das mag der Standpunkt der „Voss. Ztg." und aller derjenigen sein, welche, abgleich in der Religion dem Dogma feind, in Fragen des öffentlichen Rechtes einem übertriebenen Dogmatismus huldigen. Mit diesem Standpunkt ist aber der Allgemeinheit nicht gedient. Bei der künftigen gesetzlichen Regelung der Frage muß die Nothwendigkeit geschaffen werden, die Absperrungs-Maßregeln gegen ansteckende Krankheiten über den Rahmen hinaus zu erweitern, welcher ihnen bisher durch § 1 des Freizügigkeitsgesetzes gesteckt war. Wenn die „Voss. Ztg." das nicht billigt, so fürchtet man auf dieser Seite offenbar, daß, wenn das Dogma von der schrankenlosen Freizügigkeit auch nur in einem einzigen Ausnahmefalle als unhaltbar anerkannt werden ist, von demselben allmählich ein Stück nach dem anderen abgebröckelt werden wird.

Die neuesten Ereignisse sollten jedoch, wie uns dünkt, alle vorurtheilslosen Kreise von der Unmöglichkeit überzeugt haben, an diesem Dogma zu allen Zeiten festzuhalten. Vielleicht geht man künftig noch einen Schritt weiter und kommt zu der Erkenntniß, daß, wie unter dem Banne desselben die Maßregeln gegen eine Seuchengefahr nicht leiden dürfen, so auch der Staat ihm zu Liebe nicht darauf verzichten kann, dem übermäßigen Anwachsen der Industrie-Zentren auf Kosten des platten Landes entgegenzuarbeiten. Dort allerdings handelt es sich um das Leben von Tausenden. Aber auch hier steht viel auf dem Spiel, denn hier handelt es sich um die wirthschaftliche Existenz von Millionen, zu vielleicht um die Existenz des Staates überhaupt. Der Umstand, daß hier die Gefahr zeitlich nicht so nahe liegt wie dort, darf uns nicht hindern, sie als vorhanden anzuerkennen und ihr vorzubeugen. Es ist dringend zu wünschen, daß diese Uebersiedlung sich auch in Regierungskreisen Bahn bricht trotz allen liberalen Geschreies von der Rückkehr zur „Barbarei des Mittelalters".

Hof- und Personal-Nachrichten.

— Der Staats-Minister und Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten v. Herrfurth ist aus Pommern hier eingetroffen.

— Der Präsident der Hauptverwaltung der Staatsschulden und der Reichsschulden Verwaltung v. Hoffmann ist von Hargburg zurückgekehrt.

— Der kaiserliche Gesandte Dr. Krüger ist vom Urlaub nach Berlin zurückgekehrt und hat die Geschäfte der Gesandtschaft wieder übernommen.

— Der Gerichts-Assessor in der Justizverwaltung von Gilsa-Lellringen Schlüter ist gestorben.

Aus Frankreich.

K **Paris**, 17. September. Seit der Weihung Victor Hugos dieses das Pantheon bekanntlich nicht mehr kirchlichen Zwecken, sondern als Mausoleum der großen Männer Frankreichs, deren es nicht viel geben wird, da Hetzer Haze auch immer allein darin ruhen. Nach dem Interview Hugets darf man heute davon zweifeln, daß Alphonse de Rothschild, der von den Lebenden noch die meiste Aussichten dazu hatte, eine jemals oder später Gesellschaft leisten wird. Aus dem Pantheon alle Verstorbenen sich noch ein Recht, das dem Gemeinderath kaum ein Mensch mit Ausnahme Hugos bestritten hat, wenn es die Aufnahme Hugos, aber wenn es sich um so große Zwecke handelt, kann es darauf nicht ankommen und ebenso wenig, ob die vielen unversicherten Armen, die dem Winter sozusagen entgegengehen, ein bischen mehr frieren und hungern werden. Der Fall ist charakteristisch für die Unduldsamkeit des Pariser Gemeinderaths.

Die Aeußerungen, die Rothschild Herrn Huret gegenüber gethan hat, haben das größte Aufsehen erregt und zumal in jüdischen Kreisen Verblüffung, Bestürzung und ernste Sorgen erregt, und offenbar sind sie es gewesen, die ihren unversichtigen (Börsen-) König veranlaßten, die Zurückhaltung der Huretschen Wiedergabe der Unterredung in einem Briefe an den „Figaro" in Abrede zu stellen. Leider ist der Brief mit seinem verächtlichen und hochmüthigen Ton kaum besser, als das, was der Reporter des Baron Rothschild sagen ließ. Am meisten scheint er sich darüber gekränkt zu haben, daß man seine Zigarre schlecht fand, und wenn er dann hervorhebt, er wisse, daß es Elend in der Welt gäbe, so geschieht es ersichtlich zu dem Zweck, um die eigene Mildthätigkeit zu verherrlichen und aller Welt zu verkünden, daß er alljährlich so und soviel unter die Armen vertheilen läßt, aus Gründen und in einer Form, die Drumont in seinen Büchern zur Genüge gekennzeichnet hat.

Der Eindruck der Rothschildschen Bekenntnisse ist in der That ein so unheilvoller gewesen, daß — worauf ich besonders aufmerksam mache — der der Regierung nahestehende „Temps" sich genöthigt sah, aus seiner Reserve herauszutreten, um jenen Eindruck thunlichst abzuschwächen. Er erklärt, Rothschild habe den Huretschen Bericht keineswegs mit seiner Gegenzeichnung versehen, bei solchen Interviews, die unzuverlässig seien, käme überhaupt nichts heraus u. s. w. Alledamm bemerkt das Blatt: „Alle Welt war beim Lesen der Urtheile, die dem Baron zugeschrieben werden, erstaunt über den Geistestzustand, den sie bei einem Mann zu verrathen schienen, welcher eine große Geschäftskenntniß und ein genügend schwieriges Urtheilsvermögen besitzen muß, um die Bewegungen der öffentlichen Meinung zu erfassen, und welcher, in Hinblick auf seine hohe finanzielle Stellung, ein sehr lebhaftes Gefühl für die ihm nöthige Zurückhaltung besitzen muß. . . . . ." Sollte Rothschild das gesagt haben, was ihm Huret sagen läßt. — und er stellt es nur in sehr vager Weise in Abrede, — so dürften jene Betrachtungen des „Temps" übrigens nicht sehr schmeichelhaft für ihn sein. Der „Intransigeant" macht sich seinerseits über die Apologie des „Temps" lustig und bemerkt dann: „In dieser Unterredung nicht ein Wort des Mitgefühls für die Enterbten, die doch so geduldig, so zu geduldig den frechen Luxus der Schmarotzer dulden. . . . . der „Temps" wird schon sehen, ob dieselbe nicht fruchtbar an Ergebnissen sein wird." Und an anderer Stelle: „Die Wahrheit ist, daß Rothschild um sich her die Finsterniß der Wolkenströmung hat steigen sehen, und daß er, nachdem er sich kompromittirt hat, Furcht vor den Folgen gehabt hat, welche für ihn und die übrigen Ausbeuter von seiner Rasse die unwürdigen Bekenntnisse haben könnten, die ihm entschlüpft sind. Aber der Protest kommt zu spät! Zu der begeinnenden Partie zwischen Arbeit und Kapital hat Rothschild als großer Herr spielen wollen, aber er wird sich eines Tages erinnern, daß er seelen zwiel Neuts in die Hände des Volkes gegeben hat. Wir danken ihm für seine Freigebigkeit."

Der judenfreundliche Rane schreibt: „Es giebt Israeliten, welche die Schande ihrer Rasse sind. Das sind die Parvenus des Geldes, welche die Revolutionen verleugnen und sie nicht zu verherrlichen wagen. Herr v. Rothschild hatte vor drei Jahren eine treffliche Gelegenheit, um zu beweisen, daß er nicht zu ihnen gehört. . . ." Aber Rothschild hat diese Gelegenheit nicht benutzt und ist eine Schande seiner Rasse! Freilich, — die meisten französischen Juden sind anderer Ansicht, sie fürchten, ihn oder sie schreibt: „Eine Mutter, die mit ihren Kindern Kostgängerdienste einnahmen, um dem Hungertode zu entrinnen, sieht man nur von Zeit zu Zeit, aber einer Mutter, die sich in fünf, in zehn Zahren durch ihre Arbeit tödtet, um ihre mageren Kinder, welche bald dem Elend erfallen werden, mager zu ernähren, der begegnet man in allen Straßen. Nennen Sie Janere solcher Handelstätigen, Herr v. Rothschild? Wissen Sie, unter welchen Bedingungen alle diese Leute arbeiten werden, leben, arbeiten und sterben? Haben Sie Werkstätten und Dachstuben besucht? Nein, leider nicht. Aus der Art, in der Sie von der jüdischen Frage sprechen, sieht man nur zu gut, daß Sie niemals selbst Almosen ausgetheilt haben. Sie haben unrecht. Zunächst würden Sie sich weniger verirren, wenn Sie sie selbst vertheilten. Und Sie würden des Zwiespalts einer Unmenge Dinge lesen, von denen Sie keine Ahnung haben. Rechtmäßig, Herr Baron, jeranden Sie zukünftig selbst Ihre Almosen, dazegen lassen Sie Ihr nächstes Interview durch einen Ihrer Kommis besorgen." Das ist boshaft, aber verdient.

Der „Zwischenfall Mohrenheim-Clémenceau hat sich, wie ich es als wahrscheinlich andeutete, wenigstens äußerlich in Wohlschlaen aufgelöst, aber vergessen ist er nicht. Mohrenheim gilt nicht mehr, wie es bisher die Regierung wollte, für den Diplomaten par excellence, den Hauptträger der russisch-französischen Freundschaft. Er hat sich leidlich lächerlich gemacht und seine Angriffe gegen Clémenceau, der in der That für ein ganzes Ministerium steht, schwächen und für die Leichtigkeit der Hetzerei in Rußland nicht viel nützen hat, werden ihm wahrscheinlich weniger schaden, als seinen Kunden nützen. Ueberall sieht er englische Bestechungen, auch, die angeblich durch die Hände des Herrn Dupret und Mewitz fließen sollen, was thatsächlich von einer sehr naiven Auffassung der politischen Verhältnisse zeugt. Die ewigen Anklagen der heftigen Presse darauf, daß England unter Gladstones Leitung den Russen in Frankreich im Hinblick auf die kaiserlichen Reisen tragen werde, sind zweifellos auch auf ihn unverständlichen und jüngerlich mehr, als ein Beifallsballon. Alle solcher ist auch die Meldung des sehr bemerkenswerthen, nur noch wenig gelesenen „Gaulois" zu betrachten, daß zwischen Rußland und Frankreich nun endlich ein geschriebener Bundesvertrag zu Stande gekommen sei. Ob

Feuilleton.

Der Ausweg.

Erzählung von Ch. v. Sydow.

[Alle Rechte vorbehalten.]

(Fortsetzung.) 33

Die Mutter hatten weit weiß, ist, als sähe sie zum ersten Mal in ihrem Gesichtchen die Welt. Sie sieht am ganzen Körper, wie matten im Winter, und ihre Zähne schlugen im Takte auf einander. Aber sie empfand keinen Schmerz.

Langsam ging sie durch die Hintertüre ins Haus und erst in der Küche lachte sie schrill auf. Und dann lachte sie wieder und wieder und wand schaudernd ihre zitternde Gestalt, das Gesicht tief in die Hände gedrückt und diese fest und immer fester gegen die Wand preßend.

Wie sie dann aufsah, als sie endlich zu Liese in die Stube ging und sich wortlos mit einer Flickerei an den Tisch setzte! So, als könne kein Mutterkreisen in ihren Augen und als wären Unschuld und Jugend wie weggewischt aus ihren Zügen.

Kalt, klar und ernsthaft wissend starrte sie vor sich hin. Alle Gemeinheiten des Lebens, von denen sie seit frühester Jugend in ihrer Umgebung hatte sprechen hören, waren an ihem verkrümmten Mund wie einer Kunstfertigkeit vorweggegutten. Gott in dieser Stunde, da eine Gemeinheit sie bis in das eigene Herz hinein getroffen hatte, glaubte sie plötzlich auch mit Verwunderung an das früher Gehörte und begriff alle Dinge in ihrem sittlichen Zusammenhang.

Erstaunt sah Liese ein paar Mal zu ihr hinüber und verwunderlich gab das zum Leben aufgewachte Kind diesen Blick zurück. Als eine Viertelstunde später Herr Müller kam, um seine Freundin wirklich noch zu einem kleinen Ausgang an die Spree und im Anschluß daran zu einer Geburtstags-Gesellschaft in einem benachbarten Bauernhause abzubolen, schien es, als wäre der ästhetisch gebildete Herr fast lieber mit der jüngeren, als mit der älteren Gesellin gegangen. Doch ließ die kleine Schwesterin ein derartiges Verrücken der Beziehungen natürlich nicht aufkommen, indessen in Anne-Liesens starrem Antlitz ein höhnischer Zug sichtbar wurde; denn nun konnte sie auch plötzlich Herrn Müller und Liese durch und durch.

Sowie das Paar hinausgegangen war, that sie ihr Näherzeug bei Seite, räumte, wie an jedem Abend, die Stube auf, löschte dann ihre Lampe und stieg bis zum obersten Boden des Hauses empor, denn hier hoffte sie sicher vor ihres Vetters Nachstellungen zu sein.

Hülflos kauerte sie dort in dem niedrigen Gemach und horchte die Treppen hinab auf das, was kommen werde, jeden Augenblick bereit, die Thüre wieder zu verschließen, denn sie hatte den Schlüssel noch inwendig gesteckt und konnte ihn auf der Schwelle des Gemaches wiederfinden.

Als es ein Uhr vorüber war, hörte sie endlich wirklich Pante zurückkommen und schwankenden Schrittes vom Flur in die Stube, von dort in alle entsetzenden Kammern und wieder zurück durch die verschiedenen Räume. Die im Kreise gehen, immer wiederholender Stimme ihren Namen rufend und auf seine Schwester und Müller scheltend, von denen er bei seinen unwirklichen Sinnen wahrscheinlich annahm, daß sie die lustige junge Gattin doch noch festzuhalten hätten, vielleicht wieder zur alten Schwarzkopf oder zu einer anderen Nachbarin!

Wohl eine halbe Stunde lang dauerte sein Gepolter. Dann wurde es still im Hause. Und gleich darauf erhob sich auch eben das lauschende Mädchen und suchte in der Tiefe des Bodens, wo ein kammerartiger Verschlag allerlei bei Seite gestellte Gegenstände verwahrte, einen brauchbaren Platz für die Nacht.

Sie wußte von früherhin, daß dort unter anderem eine alte mit Strohsack und zerissen verfaßtem Bettzeuge stand, und bis zu dieser schlüpfte sie leyrend ihre müden Glieder.

Wie hatte sie ihn lieb gehabt, ja sie liebt! Und nun brach sie plötzlich zusammen und weint sich schluchzend über das wirkliche Heiligstheil wie unter einem Sarg, den man nicht lockaffen will, weil er irgend ein Theuerstes birgt. Ihr Leben war untergegangen, ihr eigenstes Wesen, ihre Welt. Immer hat neben einander sich sie den Pante haben, der sei nicht, vielen Jahren so lieb und gut an ihr gewesen war, und jenen anderen, der ihr vorgetäuscht hatte, daß er sie nicht nur Wünsche, wenn sie kame, weil sie treu Geld habe, und der sie gestoßen hatte, weil er zum Marie Schwarzkopf verachtet und zurückgestoßen war.

Endlich, als ihr von dem langen Weinen die zarte Brust inwendig unerträglich weh that, wurde sie stiller und legte sich erschöpft nieder, nur noch zuweilen ihre Arme um die alten knarrenden Bretter schlingend oder ihre gerungenen Hände an einem wurmstichigen Bettpfosten pressend, der nach dem Fenster zu über den Strohsack emporragte. Dann dachte sie, schon halb träumend, nur noch darüber nach, wie sie wohl in der Frühe umgehen hier hinunter kommen würde.

Gegen Morgen schlief sie wirklich ein; nur wachte sie immer fortwährend wieder auf; manchmal sogar nach wenigen Minuten; jetzt über einem gräßlichen Traumgesicht, sie hatte Martin und Liese das Haus über dem Kopfe angezündet, weil diese sie wieder verhindern wollten, kerzengerader und sie keinen anderen Rath mehr wußte, jetzt aber dem grausigsten Gebrüll einer Kindermasse, die sich scharten Klallen unter dem Dach emporkommen, und das eine Mal auch, weil sie meinen die Thoren gehen und deutlich Liese zurückkommen hörte.

23. Kapitel.

Nachdem Ludwig Pante lebendiglich hatte, war er hastig über die Straße geschlichen und wenige Minuten später vor seiner eigenen Haustüre an Maries Seite getreten, die dort regungslos auf ihn gewartet hatte.

Lange standen dann beide noch in heiter Abendluft bei einander; er, mit unlieber Gebrede den starken Arm um ihre Hüfte schlingend, und sie still an ihn gelehnt.

Sie fragte ihn, was er drüben angerichtet habe, und er wiederholte ihr fast jedes Wort, das zwischen ihm und dem Vater gefallen war, ohne ein Gnde irgend etwas hinzuzufügen. Sie aber fragte: „Seine Feindschaft für Dich macht mir nicht grob bange. Die Seite hatd immer nur mit dem Reden!"

Er lachte, wie er sonst nur mit dem Jungen zu lachen pflegte, so weiterlich steil und verzaubert, — und sie lächelte gedankenschwer vor sich hin. Doch war es bereits so dunkel, daß Mann und Frau einander nur noch fühlen und ahnen, aber nicht mehr erkennen konnten. Und allen Gestöhnen der Mühlenbrücke brannten schon die Lichter und darüber flimmerten und funkelten blauen Nachthimmel kleine geinklingeldene Sterne.

Endlich gingen sie hinein und aßen zu Abend. Nach der Mahlzeit aber saßen sie auch dein noch lange wachend auf, denn zum geschah es ohne alle Anstrengung und Absicht ganz still und ruhig, wie von selbst, daß sie sich viel zu sagen und viel mit einander zu bereden hatten.

Von dem, was Saterieß über die Familie gesagt hatte, fing Ludwig an, — und dann berichtete er weiter, bald dieses Ausbruch des Oberförsters hervorbrechend, bald Jenen, gerade, wie sie während des Erzählens ihm selbst wieder voll ins Gedächtniß zurückkehrten.

Marie hörte mit leidenschaftlicher Spannung zu, obgleich Ludwig ihr kaum etwas Neues mittheilte, denn alle Gedanken und Ziele des Redners aus dem Schutzhause waren ihr durch den Umgang mit Frau Sindener zu lange vertraut. Aber daß nun auch Ludwig von ganzem Herzen und mit der Freiheit eines treuen männlichen Willens so einfach und entschieden auf jener Seite stand, erschütterte sie tief, ohne daß sie sich gleich Rechenschaft davon gegeben hätte. Nur das sagte sie schließlich: „Du glaubst nicht, wie verkehrt mir das vorkommt, daß Du so jin Heimlichkeit eins mit Dir geworden bist und wie mir das neuen Gedanken gebracht hat. Warum hast Du nur nicht eher reden mögen?"

Ludwig sah verlegen seine Stiefel in Falten und sah zu Boden. „Weil ich eben vor Der Angst, murmelte er undeutlich.

Da lächelte sie wieder heiß und tief hinein und nach einer Weile fragte sie: „Ja, was meinst Du, Ludwig, was Dir eine Frau doch noch denkbig, so wie Frau Lindener mich haben will?"

„Was soll denn das nun heißen?" fragte er unsicher.

„Ja, ich meine, daß ich nicht aber hier bleiben will und nicht immer denken muß, wie mißtraut doch alle noch mal verachten werden und wie Dein allein Tag das Glück."

„Ja, mit dem Glück, das ist noch grad wie manch junges und wie man meint," frotzelte Ludwig. „Möchtest Du denn den Amtsrichter, oder den reichen Berliner Bankerott zum Mann haben? Du? möchtest Du das? Dann könntest Du seidene Kleider tragen und alle Abend ins Theater gehen und von der Welt sehn, was Du lustig fühl! Möchtest Du das?"

Sie schrak heftig zusammen. „Das eine möcht ich vielleicht, aber das andere nicht!" antwortete sie mit einem tiefen Beuteln. Dann schoßten sie die Thränen und Alles was sie warf sich halbschluchzend in Ludwigs Arme. „Sich und den Jungen will ich!" flüsterte sie. „Und wer weiß, ob ich Euch Beide hatte, wie heute, wenn ich all das andere dazu hätte! O, Du mein lieber Gott, Gottmeine!"

Und nach aber einer Weile richtete sie sich wieder auf und meinte: „Wie alles kommen wird, kann einen ja schon wundern und wie alles Gute, was Frau Lindener und der Oberförster sich denken, noch mal zur Wahrheit wird, weiß keiner. Aber darin hat sie ja recht — am letzten Ende hat die Frau ja immer recht; — daß das Allmarx nur für niemanden so sehr schwer, weil jeder noch so viel vor seiner eigenen Thür zu kehren hat, man hat da schon Zeitvertreib." „Wir alle haben so große Aufgaben, Frau Marie!" „Ich weiß" meint, Ludwig. „Du hörtest mal, wie das klingt, wenn die alte Frau so was sagt!"

„Ist sie denn schon so alt?"

„Ich weiß nicht; rein! Manchmal kommt sie mir auch noch ganz jung vor."

Diese Worte hatte Marie zerstreut gesprochen; und nun hub sie plötzlich mit halber Stimme an: „Vielleicht bekommen sie wirklich recht, ich meine Frau Lindener und Herr Oberförster; denn etwas ist ja schon besser geworden. Da! weißt Du noch . . ."

„Wie's war, als ich da hinten mit dem Jungen lag?" wollte sie hinzufügen, stockte aber und endete ihren Satz nur im Herzen, denn Ludwig verstand sie auch so.